Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 22 (1932)

Heft: 21

Artikel: Altaich [Fortsetzung]

Autor: Thoma, Ludwig

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-640811

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 21
XXII. Jahrgang
1932

Bern,
21. Mai
1932

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst. — Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern.

Zwei Gedichte von Heinrich Fischer.

Mit den Schwalben.

Wenn die Schwalben wieder kreisen
Mit dem lieblich-leichten Flug,
Faßt mit ihren hellen Weisen
Mich der alte Wanderzug.

Und mein Herz pocht auf und nieder
Zu der Füße raschem Schwung.
Und im heitern Fluß der Lieder
Bin ich, ach! so jung, so jung.

Möcht die flinken Mägdlein küssen
Und ihr Allerliebster sein,
Aber nur nicht bleiben müssen!
Oh! da wehrt ich kräftig: nein!

Kann noch nicht zu Hause sitzen
Wie der teure Großpapa.
Doch wo frische Augen blitzen,
Bin ich flink und fröhlich da.

Wenn die Schwalben wieder fliegen,
Lockt's auch mich zu freiem Flug.
Aber einst wird es sich fügen,
Ward des Reisens mir genug,

Blick durchs Fenster.

Wiesen schlängeln sich sanft heran,
Halme und Blüten vom Winde bewegt.
Drüber der reifende Löwenzahn
Seine schwebenden Lichtlein gelegt.

Apfelbäume, zum Segen bereit,
Wölben mächtig den Kronenbau.
Kirschbäumchen, jung, voll Mütterlichkeit,
Heben die Zweiglein ins innige Blau.

Nun der Wind in die Wipfel greift,
Huscht ein Strahl durch der Aeste Gewühl,
Daß ein Zittern zum Grunde läuft,
Lichter funkeln im goldenen Spiel.

Und herüber vom Ackerland
Grüßt aus dem dunklen Gewölk von Grün
Da und dort eine Giebelwand.
Schwalben flitzen darüber hin.

Fern der Berge dämmernder Saum,
Der in die duftige Bläue strebt.
Blühende Felder, ein Bild — ein Traum —
Und ein singendes Lerchlein schwebt.

Altaich

Eine heitere Sommergeschichte von Ludwig Thoma. (Copyright by Alb. Langen, München.) 3

Es war anders gekommen.

In den ersten zehn Jahren nach seiner Abreise hatte Michel zuweilen geschrieben. Aus Afrika, aus Indien, von Samoa her, dann einmal wieder von Hamburg, und dorthin hatte ihm Martin auch die Nachricht geschickt, daß die Mutter gestorben und der Vater nach zwei Monaten ihr nachgefolgt war.

Darauf kam nach dreiviertel Jahren eine Antwort aus Apia. In unbeholfenen Sätzen gab Michel seinem Schmerze darüber Ausdruck, daß er die Eltern nicht mehr gesehen habe. Einigemal sei ihm Gelegenheit geboten gewesen, aber er habe die Heimkehr verschoben in der Hoffnung, bald auf längere Zeit nach Altaich zu kommen. Nun müsse er erfahren, daß die Eltern von der Welt geschieden seien.

Der Brief war sichtlich nicht in einem hin, sondern in mehreren Absätzen geschrieben. Man sah es ihm an, daß er lange in der Tasche herumgetragen war.

Seitdem ließ Michel nichts mehr von sich hören. Martin schrieb nach Umlauf etlicher Jahre an den Lloyd und erfuhr, daß sein Bruder in Neu-Guinea geblieben war. Sein Aufenthalt in Australien konnte noch nicht festgestellt werden. Von da ab verloren sich alle Spuren.

Als Jahr um Jahr verging, ohne daß eine Nachricht kam, mußte Martin glauben, daß sein Bruder den Tod gefunden habe.

In der Ertlmühle gab es wie überall gute und schlimme Stunden. Im ganzen ging alles seinen ruhigen Gang.

Tag ging um Tag, brachte Arbeit und zuweilen Sorgen und als das Gewisseste das Aelterwerden.

Frau Margaret hatte, als sie zum dritten Male in gesegneten Umständen war, einen bösen Fall getan und mußte sich damit abfinden, daß ihr ferneres Mutterglück versagt blieb.

So vereinigten sich alle Hoffnungen und Sorgen auf die zwei Söhne Konrad und Michel.

Der ältere war ein kräftiger Junge, aber still und in sich gekehrt, wie der Vater. Der jüngere war lebhaft, ein wenig vorwitzig und saß nicht gerne über den Büchern. Frau Margaret sah in ihm das Ebenbild ihres Vaters, der lebenstüchtig und etwas nüchtern seinen Sinn auf Arbeit und Erwerb gerichtet hatte.

Sie bemerkte fast ein wenig eifersüchtig, daß ihr Konrad anschmiegsamer an den Vater war.

Er wußte freilich dem Knaben Besseres und mehr zu erzählen als sie, und die beiden konnten wie Kameraden hinter der Mühle am Wasser sitzen und miteiander plaudern.

Ihr Michel tat sich dafür lieber in der Küche um und verstand es, sich für kleine Leistungen Vorteile zu verschaffen.

Frau Margaret dachte nichts anderes, als daß ihr Aeltester zur rechten Zeit das Handwerk erlernen und in das elterliche Geschäft eintreten werde; sie malte sich die Zeit, da sie neben ihrem Konrad noch tüchtig schalten würde, mit angenehmen Farben aus.

Aber da erlebte sie eine große Enttäuschung.

Der stille Junge, dem sie kaum eigenen Willen zugetraut hätte, gestand ihr eines Tages, als er von München, wo er die Realschule besuchte, in den Ferien heimgekehrt war, daß er nichts anderes werden könne und wolle, als ein Maler.

Das ging so sehr über ihr Verständnis, daß sie sich über den Wunsch wie über eine unreife Torheit hinwegsetzen wollte.

Ihr Martin kam dem Jungen zu Hilfe und zeigte eine Festigkeit, über die sie erst recht in Erstaunen geriet.

Es ist etwas Merkwürdiges um ein Mannsbild, das sich jahrelang behüten läßt und auf einmal seine Ueberlegenheit zeigt, wie etwas Selbstverständliches, so daß die Frau betroffen merkt, daß ihr die eingebildete Macht in den Händen zerronnen ist.

Und so kam es im Hause des stillen Martin Oßwald, daß der hausbackene Verstand der Frau Margaret unterliegen mußte. Sie sagte oft und nachdrücklich, daß alter Sitz der beste sei, und daß, wer wohl sitze, nicht rücken solle, aber Martin gab nicht nach.

So wurde Konrad ein Maler, und seine Mutter seufzte manches Jahr darüber und wollte nicht verstehen, wie ihr Bub eine sichere Zukunft gering achten konnte.

Sie tröstete sich, da ihr Michel mehr Sinn fürs Geschäftliche zeigte und wohl damit zufrieden war, daß er frühzeitig in die Lehre nach Kronach kam.

In Altaich aber schüttelte jedermann den Kopf darüber, daß der Aelteste vom Ertlmüller einen so unnützen Beruf ergreifen mochte, und noch mehr darüber, daß die kluge und resche Frau Oßwald ihre Einwilligung gegeben hatte.

*

Freilich, das bringen auch Gescheitere nicht heraus, was einem fünfzehnjährigen Buben die Gewißheit gibt, daß er ein Künstler werden müsse.

Es sind Geißhirten jahrelang auf den Almen herumgelegen, haben in den Himmel hineingeschaut und sich aus der blauen Luft eine Sehnsucht geholt, die sie hinunter in die Städte trieb und zu großen Künstlern werden ließ.

Wer aufmerksam dieses Wachstum betrachtet, wird verstehen, daß auch hier ein ins Ungefähr getragener Same in Licht und Luft besser aufgeht als einer, der künstlich in der Enge gepflanzt wird.

Selten wird aus einem Knäblein der Reichen, das man in Kunsterlebnissen aufzieht, was Rechtes; immer wieder lauft dem Herrlein ein barfüßiger Bauernbub den Rang ab; einer, der in Regen und Sonnenschein aufgewachsen ist und mit geschärften Sinnen Farben und Formen aufgenommen hat.

Vielleicht war Konrad in den Stunden, da er unter der Weide am Mühlebach saß, ein Künstler geworden, denn Wasser, das so geheimnisvoll fließt, sich ein bißchen dreht und ein bißchen murmelt und in die Ferne zieht, kann einen Buben wohl zum Bilden und Träumen anregen.

Jede Stimmung aber, die in Kinderherzen geweckt wird, gewinnt geheimnisvolle Kräfte, wenn sie sich nicht in Worte verliert.

Wir wollen den Heimlichkeiten nicht nachforschen, aus denen sich die Sehnsucht des Knaben formte; tröstete sich doch auch Frau Margaret mit dem Gedanken, daß Konrad eben ihres Martins Sohn sei.

Dem Knaben waren alle Wünsche in Erfüllung gegangen, als er in die Akademie eintreten durfte. Er machte als Lernender alle Freuden und Leiden durch, die zwischen Wollen und Können liegen, und er war voll Eifer und Hingabe und getraute sich nicht, irgend etwas in der Kunst für nebensächlich oder überflüssig zu halten.

Er bewunderte seine Lehrer und die Genies, die in keiner Klasse fehlen, von denen man frühzeitig das Höchste erwartet und später nie mehr etwas vernimmt.

Ihn selber hielt man für guten Durchschnitt, für brav oder für recht brav, was bekanntlich keine Steigerung bedeutet.

Es fehlte ihm alles Frühreife, das Professoren, so oft sie auch enttäuscht werden, immer wieder überschätzen. Er war von guter Art, wie ein Apfelbaum, der Zeit haben muß zum Anwurzeln und zum Wachsen, bevor er Früchte trägt.

Darüber konnte er als junger Mensch keine Klarheit haben, und wenn er schon den Glauben an sich nicht verlor, so blieben ihm doch Zweifel nicht erspart, wenn neben ihm mancher üppig ins Geniale emporschoß. Je früher reif, je früher faul, ist eine Wahrheit, die man nur allmählich kennen lernt.

Es lag nicht im Wesen Konrads, daß er sich vorlaut über seine Vorbilder stellte und sich befreit fühlte, wenn ihn ein Fortschreiten von ihnen entfernte. Er suchte fast ängstlich mit einem Gefühle von Heimweh den alten Glauben und merkte mit Unbehagen, daß er ihn nicht mehr fand. Es war ein Gefühl, ähnlich dem, das ihn daheim überkam, als er nach längerer Abwesenheit zurückkehrte und das elterliche Haus kleiner, den Garten weniger schmuckreich

und das Deckengemälde in der Kirche unbedeutender fand, als er es sich in liebevoller Erinnerung bewahrt hatte.

Aber, ob einer will oder nicht, sich losreißen von dem, was er verehrte, bleibt keinem erspart, der vorwärts geht, und es wiederholt sich sich so lange, bis einer sich selber gefunden hat.

Das kann ein langer Weg sein, der nicht schnureben läuft.

*

Konrad streifte mit seinem Mahlkasten in der Gegend herum und war erstaunt, wie ihn liebevolles Verstehen von einem zum andern führte, und er lachte darüber, daß er ehedem Eindrücke gesucht hatte.

Die Altaicher Bürger jedoch hatten sich eine ungünstige Meinung über das Künstlertum Konrads gebildet. Sie kannten die Welt, so weit sie auch von ihr weg waren, und wußten, daß zum vollen Werte eines Künstlers die Anerkennung der Zeitungen gehört.

Weil man aber nichts las über Konrad Oßwald, war der Rückschluß bald gemacht.

So urteilte Natterer junior, der sich gewissenhaft fragte, ob er dem jungen Menschen Vertrauen in einer wichtigen Angelegenheit schenken dürfe. Es handelte sich darum, Ansichten vom Höhenluftkurorte Altaich und der Umgebung herzustellen, die man als Plakate in Bahnhöfen und Hotels aufhängen würde.

Eine Frage. Nach dem Gemälde von J. Hamza.

Die große Idee war eines Nachts über Natterer gekommen, so daß er mit beiden Füßen zugleich aus dem Bette sprang und den Plan niederschrieb.

Am andern Morgen eilte er fast atemlos vor innerer Bewegung zum Posthalter, um ihm den wichtigen Einfall mitzuteilen.

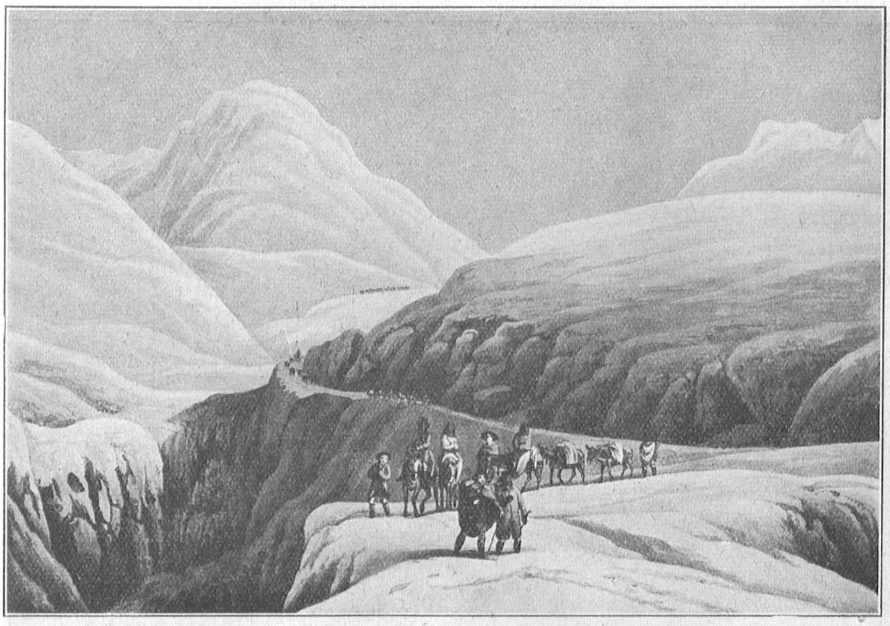
Blenninger öffnete schon den Mund zur Frage: „Was hast denn wieda für an Schmarrn?", aber er schloß ihn und schwieg.

Seine Zurückhaltung hatte ihren guten Grund.

Es waren im Verlaufe zweier Wochen wirklich fünf Sommerfrischler, darunter einer mit Weib und Kind, eingetroffen, und das mußte man doch anerkennen.

Deswegen tat sich der Blenninger Michel einen Zwang an und ließ den Kramer zu Ende reden und sagte weiter nichts als: „Von mir aus tuast, was d' magst."

Herr Natterer war nun verpflichtet, sich über die Qualitäten des Malers Konrad Oßwald klar zu werden, und er bedachte, daß vielleicht die Anhänglichkeit an den Heimatort das Können heben würde. Da er zudem für den Grundsatz: „Kauft am Platze!" eingenommen war, faßte er noch während des Gespräches mit dem Posthalter den Entschluß,



Die Gotthardstraße um 1800.

dem jungen Manne die Ehre des Auftrags zukommen zu lassen.

„Meinst d' nicht auch?" fragte er den Blenninger. „Er is zwar koin anerkannter Künstler, aber ma kann ihn als Altaicher net auf d' Seit setz'n. Und übrigens bin ja ich da; ich überwach die Sache schon. Meinst d' net auch?"

Der Posthalter steckte die Hände in die Hosentaschen und pfiff seinem Tiras, der auf dem Marktplatz eine Bekanntschaft erneuern wollte, und dann sagte er: „Ja ... ja ... von mir aus tuast d', was d' magst."

Natterer, der einen Entschluß immer auf der Stelle ausführen wollte, eilte mit fliegenden Rockschößen weg, am Martl vorbei, der ihm feindselig nachschaute und vor sich hin brummte: „Spinnata Kramalippl ... hundshäuterner!"

Drittes Kapitel.

In vielen Menschen lebt der Wunsch, von ihresgleichen niemanden zu sehen; er kann auf schöner Selbsterkenntnis beruhen oder auf der unedlen Meinung, daß die andern schlimmer seien.

Jedenfalls versteht der Sommergast unter Idylle einen Ort, wo es seinesgleichen nicht gibt, und diese Hoffnung war durch die Anzeige Natterers in Deutschland und Oesterreich erweckt worden.

Vielleicht hing sich daran die dunkle Ahnung, daß zwischen verborgenen Schönheiten und billigen Nahrungsmitteln Zusammenhänge bestünden.

Wie wäre sonst der k. k. Oberleutnant a. D. Franz von Wlazeck aus Salzburg auf den Einfall gekommen, nach Altaich zu reisen?

Kinder der Flora, Waldparzellen und magische Mondnächte gibt es auch im Lande des heiligen Rupertus. Wahrscheinlich auch Eisenoxydule und Eisenkarbonate, aber die österreichischen Pensionsbezüge stechen immer auffallender von den österreichischen Lebensmittelpreisen ab.

Darin ließe sich eine Erklärung für den sonderbaren Entschluß des Herrn von Wlazeck finden.

Er sah übrigens besser aus wie Herr Dierl; er war schlank, grazil und gut angezogen.

Pillartz, der als Schneider ein Auge dafür hatte, sagte, daß er auf den ersten Blick den österreichischen Offizier in dem Fremden erkannt habe.

„Die Hoße ... Das Schagätt ... wissen S', mein Vater war doch in Prag ... und i habs in Linz gelärnt ... die Hoße ... das Schagätt ... das is Oesterreich. Wanns ein Minchner anhaben tut, in zwei Täg is verkrippelt; aber so elegant abi falln, kirzengrad, nit voll, sondern, als wann die Hoße eer waar, das is halt Oesterreich ..."

Auch die Gesichtszüge des Oberleutnants hatten etwas Soldatisch-Donaumonarchisches.

Sie waren liebenswürdig und drückten eine sprungbereite Höflichkeit gegen die Damenwelt aus. Ueber den dicken Lippen saß ein zugeschnittener Schnurrbart; die Augen quollen etwas vor, doch nicht in entstellender Weise, die Stirne ging in einen Kahlkohl über und gewann dadurch an Höhe.

Herr von Wlazeck nahm Wohnung in der Post und bezauberte am ersten Tage durch seine Ritterlichkeit alle weiblichen Angestellten.

„Alsdann ... ich bidde ... wie is der reizende Name? Fannerl? Aber bidde, der Name erinnert mich lebhaft an eine Jugendliebe ... na ... na. Hamm S' nur keine Angst! Tempi passati! Es is schon sähr lange her ... leider! ... alsdann, ich bidde ... net wahr ... jeden Tag in der Fruh ein bissel ein warmes Wasser ..."

Nach dem ersten Mittagessen ging der Herr Oberleutnant in die Küche und erklärte, daß er noch nie einen besseren Nierenbraten gespeist habe.

„Ich muß der ausgezeichneten Kochkinstlerin mein Kompliment mach'n ... aba ich bidde ... lassen sich nicht stören, Freilein ... Darf ich mir Ihren Namen für immer ins Härz schreiben? Josefa? Aber bidde ... das is ja reizend! Meine Braut hat nemlich auch seinerzeit Josefa geheißen ... Die Arme is ja leider noch vor Erfüllung ihrer Wiensche ... beziehungsweise ... natierlich meiner Wiensche gestorben ... aber disser Name weckt immer wähmietige Erinnerungen in mir ... alsdann ich mache wirklich mein Kompliment zu dem Nierenbradl ... und darf ich frag'n ... Freilein Josefa, ob Sie mit Ihren reizenden Patscherln auch a mal eine Möllspeise mach'n? ... Rahmstrudel?! Aber bidde, das is ja das non plus ultra, das Ideal des Oesterreichers ...!"

(Fortsetzung folgt.)

Was einem Menschen du nicht frei ins Angesicht
Darfst sagen, sag' ihm das auch hinterm Rücken nicht. Rückert.